

Laudatio für Frau Professor Marianne Gronemeyer

Liebe, geschätzte Frau Professor Gronemeyer,

Ich lernte Sie kennen durch Ihr Buch «Simple Wahrheiten und warum ihnen nicht zu trauen ist» (Primus-Verlag, Darmstadt 2006). Darin stellen Sie scheinbare Selbstverständlichkeiten, denen wir alle aufsitzen, in Frage – solche wie: «Wachstum schafft Arbeitsplätze» – «Mehr Schule erzeugt mehr Bildung» – «Erfolg gibt recht» – «Leistung braucht Konkurrenz» – «Vorbeugen ist besser als Heilen» – «Vertrauen ist gut, Garantie ist besser». Nanu, dachte ich. Was ist denn das für eine? Und dann gerieten wir beide in einen Gedankenaustausch, der rasch an Umfang und Tiefe gewann, aber auch Leichtfüßiges wie Pfortiere und oberitalienische Seen zum Thema hatte. Und noch heute stehen wir mitten in dieser geistigen Begegnung drin – und es ist nicht abzusehen, wohin sie führt.

Sie sind ein Kriegskind und haben die Entbehrungen der Nachkriegszeit miterlebt. Wie Sie mir schrieben, haben Sie ihre dreizehn Schuljahre eher erlitten als genossen, und damit werden Sie hier wohl manchen Leidensgenossen sitzen haben. Die Schule war für Sie ein Ort der Gängelung, der die Neugier nicht förderte und mehr Lernmöglichkeiten verstellt als eröffnet hat. Aber sie war auch ein Ort, der Sie lehrte, sich gegen Unzumutbarkeiten zu wehren. Dies geradezu wurde zur Leitlinie Ihres Lebens und Ihres eigenen pädagogischen und andragogischen Wirkens. Nach dem Abitur studierten Sie in Hamburg Erziehungswissenschaften und Musik und traten nach dem 1. Staatsexamen als Lehrerin in den Schuldienst ein. Später absolvierten Sie auch noch ein Zweitstudium im Fach Sozi-

alwissenschaften. Ihr und Ihres Mannes frühes Engagement für die Friedens- und Ökologiebewegung führte dann zur Mitwirkung an einem Friedensforschungsprojekt an der Universität Bochum. Im Rahmen dieses Projektes schlossen Sie ihr Zweitstudium mit der Dissertation ab. 1985 erkannte Ihnen die Gesamthochschule Kassel die Habilitation zu aufgrund einer Schrift mit dem Titel: «Bedürfnisse – Gegenbedürfnisse – Bedürfnislosigkeit». Seit 1986 hatten Sie eine Professur an der Fachhochschule Wiesbaden inne und sammelten später sehr lehrreiche Erfahrungen als Aufsichtsratsmitglied von Greenpeace Deutschland und auch im Rahmen der Entwicklungspolitik.

Publizistisch arbeiteten Sie unermüdlich als kämpferische Frau – immer und noch immer – in Büchern, Aufsätzen und vor allem auch in Vorträgen. Sie sprachen nicht nur zu Akademikern, sondern auch zu Bankern und Bauern, zu Protestanten und Katholiken und Agnostikern, zu Lehrern und Schülern, Alten und Jungen, Erfolgreichen und Gescheiterten. Sie wollten überzeugen, Gehör finden und andere Menschen für Ihre Sache einnehmen und begeistern, unbedingt auch herausfordern – und das geht eben mittels der wunderbaren Gabe der menschlichen Sprache besser als mit der Kanone.

Ihr grösstes Vorbild und Ihr immerwährender Lehrer war Ivan Illich – hier bei unszulande viel zu wenig bekannt, leider. Ivan Illich wurde berühmt durch seine radikale Kritik am Schulsystem und an der modernen Medizin. Er trat mit den provozierenden Thesen an die Öffentlichkeit, dass die Schule zu einer der mächtigsten Fesseln der Intelligenz und Freiheit geworden ist und die Medizin zur Hauptgefahr für die Gesundheit.

In extenso möchte ich das Buch würdigen, welches Sie selbst als Ihr wichtigstes bezeichnen, nämlich: «Das Leben als letzte Gelegenheit – Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit», Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1993, 2012 in 4. Auflage. Was Sie in diesem

Buch schreiben und erst ahnen konnten, ist 20 Jahre später Alltag geworden, z. B. der «Bildschirmeinkauf».

Worum geht es in diesem Menetekel-Buch? Darum:

Die Lebensspanne ist eine zu kleine Zeit, um nur einen Bruchteil der unendlichen Möglichkeiten, welche die moderne Welt bereithält, zu ergreifen und auszuschöpfen. Immer droht der Tod als Widersacher und Beender. Deshalb kommt Panik auf und die peinigende Angst, etwas zu versäumen. Beschleunigung und Sicherheitsgewinnung werden folgerichtig zum Lebensinhalt des modernen ungeduldigen und atemlosen Menschen. Durch Erhöhung des Lebenstempos soll die Weltausbeute vergrößert und das Lebenskapital aufgestockt werden. Beschleunigung bewirkt unglücklicherweise aber nicht Weltgewinn, sondern Weltschwund und schnöden Utilitarismus (den nennen wir heute auch Neoliberalismus). Die Todesangst ist die übermächtige Antriebskraft der modernen Zerstörungsbereitschaft, nicht etwa die hybride Vernunft, wie vielfach postuliert wird. Diese Todesangst generiert ein verzweifelltes Sicherheitsstreben in einer immer beschleunigteren Welt. Die Beschleunigung ihrerseits aber bewirkt die Banalisierung aller Erfahrungen, Beziehungen und Verhältnisse, und sie bewirkt Oberflächlichkeit und Hastigkeit.

Sie, liebe Frau Gronemeyer, haben mit diesem Ihrem Buch eine Anthropologie und Psychologie des modernen Menschen vorgelegt, des modernen Menschen als Homo Faber, als Homo Creator und als Homo Accelerans, der sich als Demiurg gottgleich wähnt und zutiefst verzweifelt ist. Ihr Buch kann einen nicht anders denn erschüttert und verzagt hinterlassen. Auf seine Art ist es eine Eschatologie.

Was in der Zeit, als Sie den ersten Satz Ihres Buches schrieben, bis heute geschehen ist, belegt die Wahrheit jeder einzelnen These. Sie enthalten sich aller Art von

Therapievorschlägen, wohl aus der Ueberlegung heraus, dass dem Wüterich Mensch so oder so kein Einhalt zu bieten ist. Was ist zu tun? Das, was Sie tun: Ihre Botschaft überall, wo Menschen versammelt sind, die bereit sind, Ihnen zuzuhören, zu verkünden. Denn – siehe oben: Wir haben nur die Sprache, wir haben keine Gewehre.

Wir: Sie und die Egnérianer. Denn wir sind doch Idealisten und glauben an eine mögliche bessere Welt.

Ach, liebe Frau Gronemeyer: Ich könnte noch so viel von Ihnen erzählen, damit deutlich wird, dass Sie nicht nur eine Kämpferin, sondern auch eine ganz wunderbar einfühlsame Frau sind. Eines will ich erwähnen: Neben dem Gardasee und seiner südlichen Flora lieben Sie Katzen. Wer liebt Katzen? Jemand, die die Autonomie über alles stellt und sie bei anderen Lebewesen auch gelten lässt. Katzen kann man nicht dressieren. Katzen können allerdings uns Menschen dressieren. Die Katze von Jean Cocteau, ich weiss nicht mehr, wo ich das las, trug ein Halsband, auf dem eingraviert war: «Jean Cocteau appartient à moi.» Genial, nicht wahr? Ob es Cocteau gemerkt hat?

Für Ihre futurologische Düsternis, die Sie nicht zum Verstummen geführt hat, erhielten Sie einen tollen Preis: nämlich 2011 den Preis für Zukunftsforschung des Landes Salzburg. Diesen Preis für eine kluge, streitbare und sprachmächtige Frau toppen wir jetzt mit dem Preis aller Preise, dem Egnér-Preis, den ich entgegenzunehmen ich Sie herzlich bitte.